

Die Wallfahrt nach Berlin

FRANZ HILLIG SJ

Die Regenwolken in der Tiefe, auf deren Rücken der Schatten unserer Viemotorigen uns vorauffliegt, beginnen sich aufzulösen. Unter uns breitet sich, in unzählige bunte Streifen zerteilt, das Land der Zone. Berlin und die Elbe liegen hinter uns. Bald werden wir uns wieder unter den Bürgern der Westlichen Welt bewegen, und nur das kupferfarbene Tatzenkreuz am Rockaufschlag wird an die Wallfahrt erinnern, die wir gemacht haben — und an die Wunde in unserm Volk, der wir uns dabei von neuem tief und schmerzlich bewußt geworden sind.

Es war ein Wagnis, Berlin zur Stadt des 78. Katholikentags zu wählen. Würden die Menschen aus der sowjetbesetzten Zone kommen können? Würden genügend Menschen im Westen ihre Scheu vor einer Fahrt durch die Zonengrenze überwinden? Und war das Erleben des ersten Berliner Katholikentages von 1952 nicht so stark, daß eine Wiederholung nur enttäuschen konnte? Während wir zum letzten Mal auf das Land herabschauen, dessen Straßen so auffallend leer erscheinen, und an die Menschen denken, von denen wir Abschied nehmen mußten und die nun wieder in die Prüfung zurückkehrten, wächst die Sicherheit, daß das Wagnis gelungen ist: Es war gut und richtig für den deutschen Katholizismus und für unser Volk, daß der Katholikentag in Berlin stattfand.

Die Gläubigen aus der Zone haben uns im Westen wieder einmal beschämt. Rund 80000 sind gekommen. Sie waren die eifrigsten Besucher der Veranstaltungen. Sie haben den Vorträgen gelauscht und ergriffen gebetet und Opfer gebracht und sind vor den Schikanen des Regimes nicht zurückgeschreckt. Aber auch der Westen, und nicht zuletzt seine Jugend, haben guten Willen gezeigt. Man schätzt die Teilnehmer aus der Bundesrepublik auf 20000 und veranschlagt, daß sie im Durchschnitt 400 Kilometer zurückzulegen hatten. Wenn man das bedenkt, können die Zahlen dieses letzten Katholikentages vor denen seines Kölner Vorgängers durchaus bestehen. Das Olympiastadion, das 120000 Menschen faßt, erwies sich bei der Schlußkundgebung als zu klein: 50000 mußten im anstoßenden Maifeld mitfeiern.

Aber die Zahlen sind nicht das Entscheidende. Teilnehmer am Kölner Katholikentag waren vor allem vom Ernst und dem religiösen Tiefgang des Berliner Katholikentages beeindruckt. Das Politische trat deutlich zurück. Der politische Wert war nicht der primäre. Er wurde umspannt und getragen von einem zentraleren Anliegen; aber gerade diese „Entmachtung der

Politik“ wurde in der Öffentlichkeit als ein wichtiges Politikum empfunden: der lautere Bekenntnis-Charakter dieser Tage ließ sich gar nicht bezweifeln. Durch die Arbeitstagung in Saarbrücken, die dem Katholikentag im April vorangegangen war, traten auch Referat und Debatte vor den religiösen Kundgebungen zurück, wenn man die großen liturgischen Feiern und den Kreuzweg so nennen darf. Zusammen mit den Ausstellungen bildeten sie so etwas wie eine Selbstdarstellung des Lebens der Katholischen Kirche in Deutschland, die nicht nur über das Wort, sondern vor allem auch durch die Anschauung auf die Menschen wirkte.

* * *

Das heilige Opfer und das Opfermahl bildeten die krönende Mitte dieser Gemeinschaft der Brüder aus dem Osten und Westen im einen Glauben. Von der Messe der Kinder, der Jugendmesse in der Waldbühne, den Bischofsmessen der verschiedenen Bistümer, aber auch den vielen Meßfeiern in Kirchen, Kapellen und dem französischen Pavillon auf dem Meßgelände bis zu den feierlichen allgemeinen Pontifikalämtern gab die lebendige Teilnahme am Meßopfer diesen Tagen das Gepräge, wie sie zugleich ein Beweis dafür war, wie sehr liturgisches Beten und Singen schon Gemeinbesitz der deutschen Katholiken geworden sind.

Der Teilnahme an der Eucharistie entsprach der Zudrang zum Bußsakrament. Viele Priester haben kaum etwas von den Veranstaltungen zu sehen bekommen. Sie stellten sich (z. B. im französischen Pavillon und im Olympiastadion) als Beichtväter zur Verfügung und konnten oft des Andrangs kaum Herr werden. Hier trat deutlich der Charakter der „Wallfahrt“ hervor, der auch durch die sogenannten „Christusstunden“ unterstrichen wurde: in 20 großen Kirchen wurden gleichzeitig Gebetsstunden gehalten. Sie sollten dem Bedürfnis der Wallfahrer nach persönlichem Gebet entgegenkommen und Gelegenheit zum inneren Stillwerden bieten. Sie waren als Einladung zu meditativer Versenkung gedacht; auch vor und nach den Christusstunden wurde Gelegenheit zur Beicht geboten.

* * *

Die Katholiken des Westens, wenn sie nicht gerade in der Diaspora leben, können sich wohl kaum vorstellen, was die Teilnahme an einer solchen strömenden Fülle religiösen Lebens für die Gläubigen aus der Zone bedeuten mochte. Nicht nur konnten sie ungehindert nach Herzenslust beten und singen und die heiligen Geheimnisse mitfeiern, und zwar in einer einzigartigen, ergreifenden Weise: zusammen mit hunderttausend Brüdern und Schwestern und um die Bischöfe Deutschlands geschart (wie es in dieser Großartigkeit sonst auch kein Kölner und Münchner erlebt); vor allen Dingen stand hier das Heilige frei und offen in der Welt. Es wäre eine Übertreibung zu

sagen, ganz Berlin habe in jenen Tagen nur vom Katholikentag gesprochen. Dafür ist die Stadt zu groß; selbst die Träger des Katholikentagkreuzes verließen sich unter den Millionen der Nichtteilnehmer. Dennoch drang bis in die S- und U-Bahn das Singen der katholischen Jugend, das Sichgrüßen von Abzeichenträgern und wurde um das Messegelände und das Olympiastadion herum sogar einfach das Straßenbild vom Katholikentag geprägt, dessen Plakate auch sonst von Litfaßsäulen und Bahnhöfen grüßten.

Es ist auf die Dauer eine schwere Belastung, wenn der Christ seinen Glauben nie unbefangen und öffentlich zeigen darf. Etwas Ängstliches und Verschüchtertes war manchen dieser Menschen aus dem Osten anzuspüren, und es ist bezeichnend, daß Mädchen aus der Zone überrascht waren von dem „Strahlenden, gar nicht Defensiven“, das sie an ihren Schwestern aus dem Westen bewunderten. Der Kampf hat seine Gnade und seine Krone; aber er kann auch zu Krampf und Schärfe führen und das Übermaß der Prüfungen läßt das Herz sich zusammenziehen. Nicht umsonst betet die Kirche um Friede und Freiheit, damit sich der christliche Lebensreichtum ungehindert in Fülle zu entfalten vermag. Hier wurde den Tausenden aus dem Bereich der Knechtschaft die Freiheit zum Christusbekenntnis geschenkt.

Die Tage froher Begegnung mit Gott waren wie selbstverständlich auch Tage froher Begegnung unter den Gläubigen. Das Wort von den „Brüdern und Schwestern“, das sonst leicht einen salbungsvollen Beigeschmack besitzt, drängte sich in Berlin ganz von selbst auf. Daß die Tausende aus dem Osten vom Westen gepflegt wurden, war noch das Wenigste, obwohl es für zahllose Helfer und Helferinnen ähnlich wie bei der Sorge für die Unterbringung und andern Dienstleistungen harte Arbeit und opfervollen Verzicht bedeutete (die Helfer sind über dieser gemeinsamen Sorge so zusammengewachsen, daß ihnen am Ende des Katholikentags die Trennung sehr schmerzlich geworden ist). Vielleicht am schönsten zeigte sich die „unpathetische Brüderlichkeit“, wenn man zu den Tausenden trat, die wie bei der wunderbaren Brotvermehrung um die Blumenpracht des Sommergartens hinter dem Funkturm lagerten und aus Eßgeschirren oder Aluminiumtellern ihr Mittagsmahl einnahmen: auf Treppenstufen kauend, an einen Baum gelehnt, im Grünen liegend. Das Essen war gut, die Organisation klappte, die nüchterne Freundlichkeit der Berliner tat ein Übriges. So plauderte man froh und gelöst miteinander, wie man denn überhaupt den Eindruck hatte, daß die Ost-West-Spannung, wie sie z. B. noch zwischen den Teilnehmern in Köln bestand, dank der „Ausgleichs-Atmosphäre Berlins“ kaum zu verspüren war. Es war nicht zuletzt für die zahlreichen Priester und Ordensfrauen ein Glück zu erleben, mit welcher Herzlichkeit sie hier willkommen geheißen wurden. Soweit es sich dabei um Priester und Ordensfrauen aus der Zone handelte, mochten sie daraus entnehmen, wie sehr das gläubige Volk ihnen für ihr treues Aushalten auf schwerem Posten dankbar ist. Hoffentlich findet auch zu den Priestern und Laien in den ostzonalen Gefängnissen die Kunde den Weg, wie innig ihrer auf dem Katholikentag gedacht worden ist.

So entscheidend solche Gemeinschaftserlebnisse sind, sie machen die Aufgabe sachlicher Information und Schulung nicht überflüssig. Gerade die Menschen aus der Zone haben sich keine Gelegenheit entgehen lassen, die der Katholikentag ihnen zur Stärkung ihrer Überzeugung und zur Widerlegung der atheistischen Angriffe bot. Während manche aus dem Westen der „ewigen Reden“ überdrüssig waren und man sich tatsächlich fragen kann, ob die Stunde der „akademischen Rede“ (zumal bei so riesigen Zuhörermengen) nicht vorüber ist, äußerten sich schlichte Menschen aus der Zone begeistert über „all die herrlichen Reden“. Sie hören tagaus, tagein nur kommunistische Propaganda und antireligiöse Hetze; sie haben kaum je die Möglichkeit, einen christlichen Wissenschaftler oder ein Buch aus christlicher Sicht zu lesen. Für sie war es offenbar befreiend, einmal die Dinge beim Namen genannt zu hören; sie spendeten bei Sätzen Beifall, die uns einfach als Selbstverständlichkeit erscheinen. Insofern zum mindesten hatten die Referate des Katholikentags eine wichtige und wesentliche Aufgabe. Daß die sogenannten „Forumgespräche“, eine Antwortstunde auf schriftlich eingereichte Fragen, ein voller Erfolg waren, darin sind sich die Teilnehmer aus Ost und West einig.

Es hat wohl auch keiner die Ausstellungen so ernst genommen wie die Zonenteilnehmer. Da war die Buchausstellung, die das religiöse Buch deutscher Sprache in voller Breite zur Geltung brachte. Stundenlang haben dort besonders Jugendliche einfach gelesen. Die Menschen der Zone hungern nach dem christlichen Buch, der christlichen Zeitschrift und Zeitung. Kaufen konnte man in der Ausstellung nicht (was hätte es den Brüdern aus der Zone auch genutzt, wo man ihnen bei der Rückfahrt selbst das unentgeltlich verteilte Taschenbuch „Unsere Sorge der Mensch, unser Heil der Herr“ abgenommen hat?); aber man konnte sich einen Überblick verschaffen. Schon ein besinnlicher Gang durch die systematisch gut aufgebaute Buchausstellung ließ die geistige Weite und Überlegenheit des christlichen Weltbildes in die Erscheinung treten. Dieser Eindruck wurde dann durch die andern Ausstellungen verstärkt, zumal die großartige von Pfarrer Hubert Muschalek gestaltete „Gottes Schöpferherrlichkeit in Welt und Mensch“, die genau eine Antwort auf den atheistischen Materialismus darstellte. Aber auch die eindrucksvollen Fotos der Ausstellung „Der verlorene und heimgeholte Mensch“ machten viele Besucher offensichtlich nachdenklich. Die Ausstellungen christlicher Kunst trugen ein Weiteres dazu bei, dem Glaubensbruder in der Anfechtung Mut zu machen und ihm jenes befreiende Bewußtsein zu schenken, daß christliches Leben unendlich reich und beglückend ist und daß er als Glaubender nicht allein steht, sondern große Geister mit ihm das Credo sprechen. Es gab Beschauer, denen der Anblick nicht genügte. Sie schrieben sich die Leitworte auf, die den Bildern vorangestellt waren, z. B. den Satz, daß die Orden die Edelsteine sind im Brautschleier der Kirche . . . oder: „Meine Mutter konnte nicht lesen; aber sie lehrte mich mehr, als ein Lesekundiger lehren kann“ (Kardinal Gracias, Bombay, über seine Mutter).

Die Missionsausstellung kann wohl den größten Erfolg für sich buchen. Auch sie atmete den Geist katholischer Weite. Sie veranschaulichte das Wachsen von Christi Reich auf der Welt. Sie tat es nicht durch Landkarten und Diagramme und Schaustellung exotischer Gegenstände allein (wenn man auf das letztgenannte bewährte Anziehungsmittel auch nicht ganz verzichtet hatte); was ihr vor allem Leben verlieh, waren die Missionare und Missionarinnen, die mit einem Zeigestock bewaffnet auf ein Podium stiegen und jeweils einer Besuchergruppe die Verhältnisse und Anliegen des betreffenden Missionsgebietes erläuterten (wobei die Ordensfrauen durchaus ihren Mann standen). — Ergriffen stand der Besucher vor der großen Karte Chinas. Hier war keine Rede nötig. Ein blutüberströmtes Christusantlitz mit der Dornenkrone; eine brennende Kerze; dazu die Worte: „China erleidet die Passion Christi“. In einer Glasvitrine das rote Meßgewand eines kürzlich in China gefallenen Martyrers mit einer Palme.

* * *

Dies alles ist für die Teilnehmer aus der Bundesrepublik natürlich ebenfalls eine Bereicherung gewesen, und wir denken nicht daran, die beiden Besucherkategorien scharf gegeneinander abzuheben. Das Wesentliche war ein gemeinsames Erleben; aber im einzelnen verteilten sich die Akzente verschieden. Wir sind Menschen, und für manchen Besucher aus dem Osten war es natürlich verlockend, einmal nach Westberlin zu kommen, sich dort einen Film anzusehen oder andere reale Genüsse zu verschaffen (das Zusammenreffen mit Bekannten und Verwandten spielte für Ost und West wohl eine ähnliche Rolle; immerhin ist aufgefallen, wie viele Teilnehmer am Katholikentag die Flüchtlinge stellten).

Der Mann aus der Bundesrepublik hatte umgekehrt Gelegenheit, den Ostsektor Berlins zu besuchen und mit Ostberlinern und Teilnehmern aus der DDR zu sprechen. Darin sehen wir für den Westen den entscheidenden Gewinn dieser Wallfahrt. Die deutschen Katholiken haben mit diesem Katholikentag ihren Brüdern in Ostberlin und in der Zone bewiesen, daß sie sie nicht vergessen. Man darf wohl sogar sagen: sie haben die Weltöffentlichkeit wieder an die Tragik der zweigeteilten Stadt und unseres zweigeteilten Volkes erinnert. Aber sie haben vor allen Dingen selbst wieder mit der Schärfe, die nur die direkte Anschauung, die erlebte Erfahrung verleiht, die Bitterkeit der Spaltung und der Knechtung erfahren, in der unsere Glaubensbrüder drüben leben.

Wer sich ein Herz genommen hat und vor der Vopo-Kontrolle am Bahnhof Friedrichstraße nicht zurückgeschreckt ist, der konnte die Stalinallee bestaunen, deren undeutsche Prachtbauten übrigens schon heute „ranzig“ wirken. Hoffentlich hat er sich dann auch die Straßenzüge und leeren Felder dahinter angeschaut, die ein einziges graues Elend darstellen. Mitten zwischen diesen abgehärmten Menschen in schlechten Anzügen, vor diesen armseligen

Kaufläden, in denen ein paar verstaubte Waren feilgeboten werden, kommt sich der Westdeutsche wie ein Ausländer vor. Und wie ein Hohn überall die roten Spruchbänder, die vom sozialistischen Aufbau sprechen. Alles ist politisch: die Plakate, die Wirtschaft, der Wohnungsbau, die Filme. Die Partei selbst macht sich über die lustlose Lage Sorge: selbst die Liebesfilme seien eben keine Liebesfilme, so klagt man; und dann das vielsagende Geständnis: „Die Heiterkeit will und will uns nicht gelingen“! Nein, es ist trostlos traurig im Osten. Bis ins Straßenbild, bis ins Menschenantlitz zeichnet sich diese Trostlosigkeit und Verödung ab und hinterläßt in der Seele eine wirkliche Verwundung.

* * *

Und wenn man dann von einzelnen Besuchern aus der DDR ins Vertrauen gezogen wird: wie sie seelisch zu ersticken drohen, wie man die Freiheit Schritt für Schritt abschnürt, wie die Menschen unter Druck gesetzt werden, wie gegen die Kirche gehetzt und der Heilige Vater verleumdet wird. Der brave Durchschnittsbürger der Bundesrepublik glaubt einfach nicht, wie drüben genau im Jargon der Streicherschen Hetzpresse über die Kirche die Schmutzkübel ausgegossen werden. Vor mir liegen z. B. Auszüge aus der „Berliner Zeitung“, in der ein gewisser „Cobra“ sein Gift verspritzt: „Bruder Benedikts Sündenfall“ („der im Auftrage eines bayerischen Jesuitenklusters den ewigen Marschierern aus Oberschlesien den Beistand der himmlischen Heerscharen zugesichert hatte“ und von diesen lernt, mit Kognak zu gurgeln, „wobei er sich einredete, daß es Weihwasser wäre“). „Verdummt in alle Ewigkeit“ (der Vatikan greift den mordenden und plündernden Fallschirmjägern der NATO kräftig unter die Arme). „Mir nach!“ sprach Satan, unser Held (Adenauer und Papst folgen dem Atombombenteufel) usw., usw.

Wir wenden uns angewidert ab, aber die Arbeiter drüben müssen das ununterbrochen über sich ergehen lassen. Der Druck und die Propaganda gehen nicht spurlos an den Menschen vorüber. In der ersten Hälfte des Jahres hatte eine Pfarrei von 4000 Seelen gegen 60 Kirchenaustritte; im ganzen Vorjahr dagegen nur 22. Es handelt sich vor allem um Kirchenaustritte im Zusammenhang mit atheistischen Vorträgen in Großbetrieben. Der Redner bringt gleich einen Notar mit, der an Ort und Stelle die Austrittsmeldungen entgegennimmt. Besonders groß sind die Erfolge bei der „Nationalen Volksarmee“, zuweilen bleibt dann nur *ein* Treuer übrig, auf den sich nun der ganze Druck und der ganze Spott konzentrieren. Innerhalb eines Monats wird ein Familienvater, Spezialarbeiter und Aktivist, fast wöchentlich zweimal zum Kirchenaustritt gedrängt; man verspricht ihm Lohnerhöhung und bessere Wohnung . . . er läßt seine gut eingerichtete Wohnung im Stich und setzt sich mit seiner ganzen Familie nach Westen ab.

Das Schlimmste ist die Sorge um die Kinder. Es ist herzzerreißend, Eltern, Mütter zu hören, die sich keinen Rat mehr wissen. Es ist eine Gewissensnot,

die zum Himmel schreit. In einer Pfarrei gab es sieben katholische Entlass-Schüler, die als Klassenbeste die Prüfungen bestanden hatten. Keiner von ihnen kann zur Oberschule. Laut Verfassung durfte bis Mai 1958 der Religionsunterricht am Nachmittag in Schulräumen gehalten werden. Seit 1. Juli ist das (im Bereich des Berichterstatters) nicht mehr möglich, in den Außenstationen mußte der Religionsunterricht ganz ausfallen. Einigen Priestern und Helfern wurde das Recht entzogen, überhaupt Religionsunterricht zu erteilen.

Es gibt Beispiele großartiger Haltung. Ein katholischer Schulleiter wird zum Kirchenaustritt aufgefordert. Er antwortet: „Wenn ich heute entlassen werde, dann fange ich morgen bei der Post als Briefträger an.“ Aber nicht alle besitzen einen ähnlichen Bekennermut. Es gibt Eltern, die aus der Kirche austreten. Die Kinder fragen: „Kommt unser Vater auch in den Himmel, wenn er nicht mehr zur Kirche geht?“ Oder: „Sie wissen doch, wie gern ich jeden Sonntag in die Kirche möchte; aber ich darf ja nicht...“ Oder: „Ich darf meinem Vater nicht sagen, daß ich für ihn bete; er will ja gar nicht in den Himmel kommen.“ Oder: „Meine Eltern dürfen an meinem Erstkommuniontag nicht zu den Sakramenten gehen. Sie sind nicht kirchlich getraut.“ In einer Pfarrei wurden bei der Erstkommunion von 20 Kindern nur 5 Kinder von ihren Eltern zur Kommunionbank begleitet.

Wenn die Lage schon sehr ernst aussieht für die Kinder, deren Eltern gläubig sind, wie viel gefährdeter sind dann die Jugendlichen, die nicht einmal im Elternhaus einen religiösen Rückhalt haben! Es genügt, an die Jugendweihe zu denken. Immer wieder haben z. B. Ärzte aus der Zone betont, daß die Sorge für die christliche Erziehung ihrer Kinder ihnen das Verbleiben in der Zone so schwer macht; obwohl sie wissen, wie sehr sie drüben gebraucht werden. Im übrigen wird den konfessionellen Krankenhäusern das Leben immer schwerer gemacht. Die Sätze, die man ihnen zubilligt, liegen unter 50% der den städtischen Häusern bewilligten.

Bis in die Aussprache der Forumsgespräche hinein hat uns der Katholikentag von Berlin die Gewissensnot der Glaubensbrüder unter kommunistischer Herrschaft brennend zum Bewußtsein gebracht¹. Die klare Erkenntnis dieser Lage ist notwendig mit einem tiefen Schmerz verbunden, und weil wir diesen Schmerz fliehen, lassen wir uns so ungern an diese Not erinnern. Möchte dieser Schmerz in vielen Wallfahrern lebendig bleiben! Dann wäre die Wallfahrt nach Berlin nicht umsonst gewesen.

Aber unwillkürlich erhebt sich die Frage, was wir angesichts dieser Not tun können. Es wurde auf dem Katholikentag daran erinnert, daß jeder Brief, jedes Päckchen eine Brücke bildet und eine Hilfe darstellt. Aber wir sollten in der Kraft des Glaubens noch an etwas anderes denken. Als in den Jahren des nationalsozialistischen Kirchenkampfes auf ganz ähnliche Weise

¹ Man lese den erschütternden Bericht der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (Nr. 213 v. 15. 9. 1958) aus Leipzig, wo Karl Eduard v. Schnitzler auf die schamloseste Weise die Religion und den Glauben verspottete. Ärger trieb es auch der Nationalsozialismus nicht.

wie heute im Osten eine Position der Kirche nach der andern zerschlagen wurde und viele überhaupt keine Hoffnung mehr sahen, da hat Reinhold Schneider das Wort geschrieben: „Allein den Betern kann es noch gelingen.“ Ob wir Christen nicht viel bewußter, vertrauender und beharrlicher den Himmel bestürmen müßten, daß er unsern Brüdern zu Hilfe komme? (Es wurde z. B. das tägliche Vaterunser in dieser Meinung vorgeschlagen.) Im Grunde hat ja gerade dieses Wissen dem Katholikentag von Berlin seinen tiefen Ernst und seinen religiösen Charakter gegeben: Jeder spürte: hier geht es um ein Schicksal, das letztlich in Gottes Händen ruht.

Inzwischen haben die in Fulda versammelten deutschen Bischöfe in ihrem gemeinsamen Hirtenwort vom 20. August 1958 geschrieben: „Für die Wiedervereinigung unseres Vaterlandes und alle Anliegen Deutschlands ist in beiden Teilen Deutschlands eine eifrige Gebetsgemeinschaft herangewachsen. Viele beten Tag für Tag ein ‚Vaterunser‘ und ‚Gegrüßet seist Du, Maria‘ in diesem Anliegen. Manche fügen es an den ‚Engel des Herrn‘ mit der Einleitung: ‚Laßt uns beten für Volk und Vaterland‘. Den Abschluß könnte die umfassende Fürbitte bilden: ‚Daß Du der Kirche Freiheit, unserem Volke Einheit und der Welt den Frieden verleihen wollest, wir bitten Dich, erhöere uns!‘ In dankbarer Freude begrüßen wir diesen Gebetseifer und hoffen, daß er unter euch weiterwächst.“

Darum — und um den Menschen der Ostzone das Leben nicht noch schwerer zu machen; denn sie müßten es büßen — wurde in Berlin so wenig und nur andeutungsweise von Politik gesprochen. Dennoch darf dies keine Flucht in lebensfremde Erbauung bedeuten. Während uns das Auto oder die Bahn oder das Flugzeug in den Westen zurücktrugen, begaben sich die 80000 wieder in ein Leben der Unfreiheit. Ihnen und ihren 18 Millionen Schicksalsgenossen sind die Hände gebunden; aber wir sind frei. Und hier erhebt sich die Frage: Was machen wir mit unserer Freiheit? Es ist von einer tiefen Sinnhaftigkeit, daß gerade im Monat des Berliner Katholikentages die Gebetsmeinung des Heiligen Vaters für die Weltkirche lautete: „Daß alle Christen die Verkehrtheit und Gefährlichkeit des Marxismus durchschauen und verabscheuen.“

Es gibt geistige Klarheiten, die eine Tat sind. In der Missionsausstellung wurde die Frage an den Besucher gerichtet: „Was tust du für die Ausbreitung des Reiches Christi in der Welt?“ Im Grunde fällt diese Frage mit der nach dem Sinn und dem Ergebnis der Wallfahrt nach Berlin zusammen. Berlin ist ja die einzigartige Stätte, wo der Zusammenprall der beiden Welten in unerhörter Schärfe erlebt wird. Eine entscheidende Frucht dieser Wallfahrt muß heißen: geistige Klarheit und ihr verbündet der unbeugsame, realistische Wille, die Freiheit zu nutzen, die wir besitzen. Nichts ist tragischer, als zu sehen, wie sich Menschen des Westens (und mit Vorliebe Intellektuelle) angesichts der tödlichen Bedrohung durch den Weltbolschewismus den Luxus geistreicher Diskussionen leisten oder den Ernst der Lage bagatellisieren.

Berlin bedeutet eine Stählung des Abwehrwillens für die Menschen aus dem Westen. Der Osten leidet und besteht seine Prüfung. Er weiß, was er an dem Tag zu tun hätte, an dem er etwas tun könnte. Der Westen dagegen ist in Gefahr, in Trägheit und Genußsucht seine Freiheit zu verspielen. Wie hat P. Miancki gesagt:

„Selig, die noch beten wollen.

Selig, die noch ihr Gewissen fragen.

Selig, die noch kämpfen wollen.

Selig, die noch helfen wollen.“

Halten wir das Wallfahrerkreuz in Ehren! Sooft wir es anblicken, spricht es uns von dieser vierfachen Seligkeit.

* * *

Dreimal habe ich bei dieser Wallfahrt erlebt, daß es licht wurde in der Nacht: das erstemal, als sich unsere Maschine im Nachtflug der Stadt näherte und erst vereinzelte Lichter, dann ganze Perlschnüre und ein unabsehbares Lichtgefülle sichtbar wurden. Das zweitemal, als bei der Abendmesse an Mariä Himmelfahrt sich im Olympiastadion die Kerzen der Zehntausende entzündeten. Und schließlich im gleichen weiten Rund, als die Gläubigen bei der Rühmung des Kreuzes am Ende des Kreuzweges ihre Kerzen entzündeten durften und über dem weiten Stadion festlicher Glanz lag; der Glanz, den manche Pilger vom nächtlichen Lourdes und vom nächtlichen Rom her kennen werden. Und während die Hunderttausend sich anschickten, das Stadion zu verlassen, blieb auf einer leeren Zuschauerbank ein junger Mann knien. Er achtete nicht auf die sich entfernenden Menschen. Er betete für sich weiter, den Rosenkranz zwischen den Händen. Er war wie ein Bild der Verheißung, daß auch aus dem Kreuzweg unseres Volkes einmal ein Licht der Erlösung erstehen werde.

Neue Formen auf dem Katholikentag

MAX RÖSSLER

Das Thema

An den Themen der Katholikentage nach der Zäsur durch den Krieg läßt sich eine gewisse Entwicklung erkennen. „Nicht klagen, handeln!“, so rief der Mainzer Katholikentag einem Katholizismus zu, der sich betäubt und verwundet zwischen den damaligen Trümmern nur mühsam aufrichten konnte. Einen Damm zu setzen der vordergründigen Interessen zugewandten Aufbauarbeit, mahnte der Passauer Katholikentag: „Zuerst das Reich Gottes!“ Fulda wies auf die Apostolatsverpflichtung hin: „Ihr sollt mir Zeugen sein.“